

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 13 (1909)

Artikel: Paul Théophile Robert

Autor: Beerli, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Andere hinweg und bringen das Selig-Unselige zum Schweigen.

Maria lehnt für einen Augenblick das Haupt an die Schulter des Kranken, demütig, als wolle sie sein Verzeihen und seinen Segen erbitten. Und für einmal schüttelt der Kranke die stumme Bewegung nicht ab. Ist sein Gefühl doch nicht gänzlich erstorben? Wacht unter allem zernichteten Lieben doch noch ein Fläschchen, das

die Trostbedürftigkeit des jungen Weibes in dieser Stunde ahnt?

Mit sanfter Gewalt geleitet Maria den Mann an sein Lager, und da der Kranke von neuem mit seinem unruhigen Fragen beginnt, spricht sie mit einer Stimme, die unsäglich reich ist an Liebe und reich an gütigster Beschwichtigung: „Sei still, Lieber, ich bleibe bei dir! Nie lasse ich dich! Glaube daran und schlafe du ruhig!“



Paul Théophile Robert.

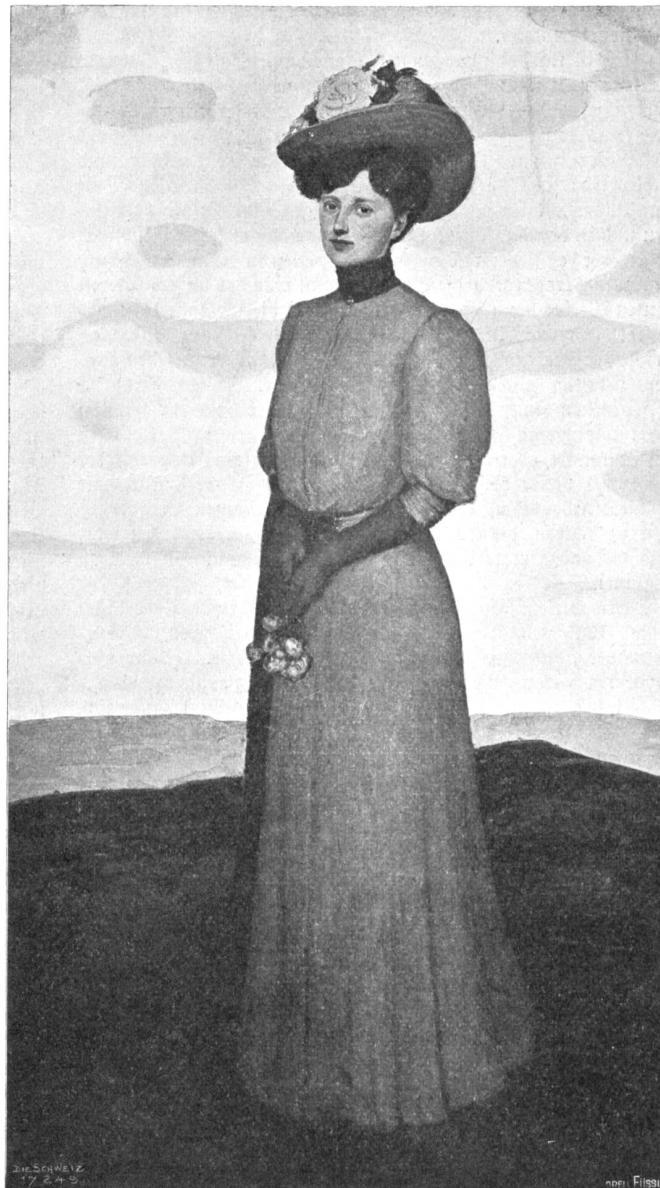
Mit einer Kunstschilderung und fünf Reproduktionen im Text.

Nachdruck verboten.

Bei der gewaltigen Revolution, welche die Malerei in den letzten Dezennien durchgemacht hat, ist es kaum möglich, dem Publikum einen modernen Künstler in seinem Schaffen näherzubringen, ohne daß man ihn im Zusammenhang mit der ganzen Bewegung betrachtet. Und angefischt der vorwiegend literarischen Betrachtungsweise, die man auch heute noch der bildenden Kunst entgegenzubringen pflegt, erscheint es deshalb doppelt geboten, etwas eingehender auf die Entwicklung und die Ziele eines Künstlers einzugehen, der nur Maler und nichts als Maler ist und dessen Kunst ohne jede literarische Brille betrachtet sein will. Ein solcher Maler ist Paul Théophile Robert, der nicht nur in dem erwähnten Punkt, sondern auch in der Wahl seiner Ausdrucksmitte durchaus modern ist, mag er auch jeder extremen Richtung fernstehen.

Vom Extremen hielt den Künstler, dessen Schaffen diese Zeilen gewidmet sein sollen, schon die malerische Tradition seiner Familie ab. Léopold Robert (1794—1835), der bekannte Maler der im Stile seiner Zeit etwas idealisierten italienischen Bauern, Hirten und Fischer, war ein Großvater des Künstlers. Die künstlerische Bedeutung seines Vaters, Paul Robert, des Schöpfers der Wandgemälde im Museum von Neuenburg und im Bundesgerichtsgebäude zu Lausanne, braucht einem schweizerischen Publikum gegenüber nicht besonders hervorgehoben zu werden*). Unter den Eindrücken der ersten Kunst seines Vaters wuchs Paul Théophile Robert heran und gewann schon früh den Sinn für die dekorative und monumentale Malerei. Es ist gewiß bezeichnend, daß der heutige Maler sich schon in jungen Jahren mit jenen Kunsthändlern, die der Malerei am nächsten stehen, dem Mosaik und der Glasmalerei, vertraut machte. Dies geschah namentlich im Atelier von Clément Heaton in Neuenburg, der viele der dekorativen Entwürfe Paul Roberts ausführte und unter dessen Aegide der junge Künstler an der Ausschmückung des Treppenhauses im Museum zu Neuenburg selbst mitarbeitete. Sein nächster Meister war Eugène Burnand, dessen etwas theatralische Kunst aber keinen nachhaltigen Eindruck auf ihn ausübte. Um so gewaltiger wirkten in ihm die Eindrücke, die er in Florenz empfing. Es war nach seiner Erziehung nur natürlich, daß sich Robert da vor allem zu den großen Fresken eines Giotto und Masaccio hingezogen fühlte, die ihm einen ungeahnten Kunsthintergrund erschlossen. Er bewunderte hier die Einfachheit der Mittel, mit denen diese Meister arbeiten, und die kraftvolle Synthese, die sie dadurch erreichen, daß sie jedes malerische Detail unterdrücken; sie ließen den jungen Künstler zum ersten Mal all das Kleinliche und Unmonumentale der landläufigen Kunst unserer Zeit zum Bewußtsein kommen.

In Paris, das Robert bald mit Florenz vertauschte, widmete er sich dann einem dreijährigen gewissenhaften akademischen Studium, bei dem Raphael Collin und Gustave Courtois seine Lehrer waren; aber auch im Atelier



Paul Théophile Robert, Neuenburg.

Dame in Blau. Ölbild.
Phot. G. Chiffelle, Neuenburg.

*) Vgl. „Die Schweiz“ II 1898, 178 ff., 201, 205, 207, 211, 257, 263, X 1906, 248/49, 252/61.

von Dagnan-Bouveret erhielt er manche nützliche Anregung. Vom Atelier Courtois' siedelte Robert nach der Ecole des Beaux Arts in dasjenige von Grôème über, das er indes bald wieder verließ, angewidert durch die parfümierte Atmosphäre dieses sogenannten künstlerischen Milieus. Bei Antonio de la Gandara, dem Maler der eleganten Pariser Damenseite, und nachher bei Jacques Blanche gab sich Robert dann zwei Jahre lang ausschließlich dem Studium des Bildnisses hin. Er lernte da eine Menge von mehr oder weniger leicht anzuwendenden Mitteln kennen, auf Grund deren ein Mensch, der nur einigermaßen mit Talent begabt ist, notwendiger Weise und ohne große Anstrengung eine gefällige Mittelmäßigkeit erlangen kann. Zu gleicher Zeit pflegte er aber für sich, unter der Leitung eines Schülers und Freundes von Whistler, des amerikanischen Malers Parker, die Technik der Ölmalerei. Und sowohl bei Blanche als bei Parker lernte er alle Kniffe oder, wie der Franzose sagt, die «dessous» seines malerischen Handwerks kennen.

Schon in dieser Zeit führte Robert einige große Figurengemälde aus, die gewissermaßen die praktische Nutzanwendung alles dessen bildeten, was er bisher gelernt hatte, die aber niemals ausgestellt worden sind, da der Künstler sie nur als Studien betrachtet.

Es ist klar, daß der junge Maler in Paris oft die „Salons“ besuchte und ganz besonders den «Salon des Indépendants», der zu jener Zeit große Erfolge hatte. Hier lernte er Cézanne und seine Nachahmer kennen, ferner Vincent Van Gogh und Paul Gauguin mit ihren Schülern, Vuillard, Maurice Denis etc. und endlich Charles Guérin, deren Bestrebungen ihn durch das Neue und Aparte, die Frische der Empfindung und die Naivität im Sehen und in der Ausführung reizten, ohne daß er selbst blind war gegenüber den Lebentreibungen, die zuweilen in diesen Ausstellungen zutag traten und die oft den Genuss manches an sich interessanter Werkes beeinträchtigten. Besonders die im Jahr 1904 veranstaltete retrospektive Ausstellung der Werke Paul Gauguins machte in der großen Einheitlichkeit des Ganzen auf den jungen Künstler einen nachhaltigen Eindruck. Ja, der Eindruck dieser neuen Kunst war so stark, daß Robert bald zur Einsicht kam, wie wenig all das, was er bisher gelernt hatte, ihm helfen konnte gegenüber der Kraft, der Originalität und der Schönheit vieler dieser Werke. Er empfand immer mehr, wie so viele neben ihm, die Notwendigkeit, mit einer Vergangenheit zu brechen, die ihm allmählich unerträglich geworden war, und die ganze malerische Erziehung noch einmal von vorn zu beginnen.

Mit diesem schwerwiegenden Entschluß reiste Robert im Jahre 1905 nach seiner Heimat, wo er sich frischweg ins Studium der Landschaft und des Stilllebens stürzte. «Pour nettoyer ma palette de toutes les sauces, que j'avais apprises,» wie er sich in einem Briefe selbst ausdrückt. Er bemüht sich, mit ganz reinen Tönen zu malen, nur mit seinen Augen zu sehen und das, was er unter den Augen hat, wahr wiederzugeben. Gerade in dieser für jeden Künstler kritischen Zeit des Umlernens waren für ihn das väterliche Vorbild und die väterlichen Ratschläge von großem Wert, und er gibt selbst zu, daß er erst damals das Werk seines Vaters in seiner ganzen Bedeutung erfaßt habe und daß die Ratschläge dieses ernsten Künstlers viel dazu beigetragen haben, ihm selbst über seine Ziele volle Klarheit zu geben. Und so sehr auch der Sohn Robert sich als Maler von seinem Vater unterscheidet und selbständige Wege geht, in einem Punkte stimmen sie beide vollkommen miteinander überein: in der aufrichtigen Bewunderung jener Kunst, die man zwar landläufig nicht als die „klassische“ bezeichnet, die aber in Wahrheit wohl die einzige klassische ist, der Kunst der Ägypter, der Assyrier und der Griechen vor Phœdiros. In diesem Punkt trifft sich Paul Théophile Robert auch mit Ferdinand Hodler, für dessen Werke er die größte Bewunderung hegt. Die kräftige Art des Sehens, besonders aber die gewaltige Synthese, in der Hodler neben den größten deko-

rativen Meistern aller Zeiten steht, verfehlten nicht, einen entscheidenden Einfluß auf ihn auszuüben, und wenn man heute vor einigen seiner Bilder unwillkürlich den Namen Hodlers ausspricht, so gibt der Künstler mit dem ihm eigenen bescheidenen Lächeln zu, daß er „von Hodler viel gelernt“ habe. Niemand, der imstande ist, ein Kunstwerk anders als nach einigen Neuerlichkeiten zu beurteilen, wird indessen ihm daraus einen Vorwurf machen oder ihn gar für einen Nachahmer Hodlers halten. In koloristischer Hinsicht war ein anderer Landsmann Roberts, Cuno Amiet, für seine malerische Entwicklung von einer gewissen Bedeutung.

Nachdem Robert im Jahr 1906 in Neuenburg eine erfolgreiche Ausstellung von achtzig Landschaften und Stillleben veranstaltet hatte, ging er noch einmal nach Paris, mit dem feinen Vorfall, nicht wieder nach der Schweiz zurückzukehren, ohne ein Werk mitzubringen, das alle bisher betriebenen Studien auf dem Gebiete der dekorativen und monumentalen Malerei zusammenfassen sollte. Die Verwirrtheit dieser Vorfahrt war das in Tempera gemalte, rhythmisch schöne Bild «Femme aux Pigeons», das noch im gleichen Jahre zu Neuenburg ausgestellt wurde und in dortigen Privatbesitz überging (vgl. unsere Kunstbeilage). Aber daneben vernachlässigte Robert keineswegs seine koloristischen Studien, zu denen ihm Landschaftsbilder und Stillleben Gelegenheit boten. Nach einem mit solchen Studien ausgeworfenen Sommer sahen wir den Künstler in Rom, wo ihn ganz besonders die Fresken Raphaels anogen. Wieder nach der Schweiz zurückgekehrt, fügte Robert seinen bisherigen Studien auch noch solche in der Kunst des Farbenholzschnitts hinzu. Auf dem Gebiete der Malerei wandte er sich dann auch dem Porträt zu, und eines dieser im Jahr 1908 entstandenen Bildnis ist das diesem Aufsatz in Reproduktion beigegebene Oelbild «Dame en bleu» (S. 267), das letzten Winter in Basel ausgestellt war. Robert hat hier den Versuch gemacht, dem Bilde die Nehnlichkeit, die man mit Recht von einem Porträt verlangt, zu erhalten und zugleich dem Ganzen einen durchaus dekorativen Charakter zu geben.

Alle die neuern Bilder sind in Berlin entstanden, wohin der Künstler im Jahre 1908 übergesiedelt ist, nachdem er bereits in München und Nürnberg sich dem Studium der ihm bisher fast gänzlich unbekannten deutschen Kunst hingeggeben hatte. Man würde es diesen zum Teil schon sehr ausgereiften neuern Bildern gewiß nicht ansehen, daß sie mitten im Strudel Berlins, hoch über dem lärmenden Verkehrszentrum des Nollendorfplatzes, entstanden sind. Sie atmen eine Ruhe und Größe, die viel eher an den herben Hauch unserer heimischen Berge erinnert als an die fiebrige Atmosphäre der deutschen Reichshauptstadt. Als Panel für einen Speisesaal ist das in warmen Farben gehaltene Bild «Automne» gedacht (S. 265). Es ist in Tempera gemalt, wie auch das andere rein dekorativ gedachte Bild «Guirlande printanière», in dessen Farben und Formen noch etwas von der kühlen herben Atmosphäre des Vorfrühlings lebt (S. 264). In einem hier nicht reproduzierten Oelbild «Promenade sentimentale» sucht Robert durch die in eine dekorativ gehaltene Herbstlandschaft hineingestellte weibliche Figur die etwas melancholische Stimmung des Ganzen noch einmal zusammenzufassen. Weniger glücklich erscheint ein anderer Versuch, den Robert in einem «Coquelicots» beitelten Oelbild unternommen hat, in dem er die lineare Einfachheit eines dekorativen Bildes mit dem Farbenreichtum einer Naturstudie vereinigt. Um so kräftiger sind die zwei fast zu gleicher Zeit entstandenen großen dekorativen Oelgemälde geraten, die der Künstler — da ein Bild nun einmal einen Namen haben muß — «L'Extasiée» und «La Sève» nennt. Im erstgenannten Bilde (S. 266) ist die dekorative Idee vereinigt mit der Idee sommerlicher Schwüle, die sowohl in der Bewegung der Figur, als auch in der Linie der Blumen zum Ausdruck kommt. Hat dieses Bild in seiner Technik — es ist im Laufe einiger Stunden aus einem Guß entstanden — noch manches von der Herbe, freilich auch von der Frische einer flott hingestrichenen Studie bewahrt, so wirkt das andere, «La



Paul-Théophile Robert, Neuenburg.

Mädchen mit Tauben (1907).
Phot. Attinger, Neuenburg.

Sève», um so weicher. Man könnte die Stimmung dieses Bildes fast eine lyrische nennen. Es liegt wie ein Duft von Jugend und Frühling über dessen zarter Farbenharmonie Gelb-Grün-Rosa und über diesem erst halbreisen Mädchenkörper, der in seiner nach oben sich öffnenden Linie den Tulpen gleicht, die ringsherum blühen und sich der Sonne entgegenrecken. Und es ist wirklich, als ob der gleiche schwelende Lebenssaft, von dem die Pflanzen strozen, auch diesen gleichsam mit dem Boden verwachsenen Körper erfüllt.

Um das Bild von Roberts Schaffen zu vervollständigen, geben wir (auf Seite 263) auch die Reproduktion eines großen Landschaftsbildes mit, das ebenfalls in Berlin entstanden ist und das in seiner monumentalen Geschlossenheit die gleichen Bestrebungen aufweist, die in den Figurenbildern zutag treten.

Das Ziel, das Robert in seinen großen und kleinen Arbeiten verfolgt, läßt sich kurz etwa folgendermaßen formulieren: die Schaffung von Bildern rein dekorativen und monumentalen Charakters. Um dieses Ziel zu erreichen, läßt er alles unberücksichtigt, was für die darzustellende Idee nicht wesentlich ist, d. h. er setzt an Stelle des im landläufigen Sinne „Malerischen“, des hübschen Details große Synthesen der Formen und Farben. Um die Einheitlichkeit der Stimmung zu erlangen, vermeidet er es, die Natur slavisch zu kopieren, sondern nimmt aus ihr die Elemente, die er als unentbehrlich empfindet, und ändert sie nötigenfalls um, damit sie sich dem Rahmen der Idee, die ihm vorschwebt, harmonisch einfügen. Selbstverständlich kann, ohne die Natur zu vergewaltigen, nur jemand so arbeiten, der die Natur durch und durch studiert und sie in all ihren Formen und Stimmungen befaßt hat, wie es Robert in seinen ungezählten Naturstudien getan hat.

Mit den genannten Bestrebungen parallel gehen bei Robert andere nicht minder wichtige Versuche mehr praktischer Natur.

Das moderne, von jedem bestimmten Zweck losgelöste Staffeleibild, das von Ausstellung zu Ausstellung wandert, um schließlich in irgend einer Gallerie oder einem beliebigen Salon zu landen, war früheren Zeiten unbekannt. Damals war jede Malerei durch ihre Natur dekorativ in dem Sinn, als sie den Zweck hatte, einen ganz bestimmten Platz zu schmücken. Die Fresken von Pompeji, die Grabmalereien der Ägypter und die ganze religiöse Malerei des Mittelalters beweisen das. Architekt und Maler waren damals so eng verbunden, daß man sich keine Malerei als Selbstzweck vorstellen konnte — eine Malerei, die dazu bestimmt ist, die Welt zu durchwandern, ausgestellt und durch eine unpassende Umgebung in der Wirkung beeinträchtigt zu werden, wie es der Mehrzahl der Bilder ergeht, die heute gemalt werden.

Robert gehört, wie Hodler, zu den Malern, die heute wieder die Verbindung zwischen Architektur und Malerei anstreben. Wenn diese Verbindung neuerdings wiederhergestellt sein wird, dann werden die Maler, indem sie in Übereinstimmung mit dem Architekten arbeiten, wieder wie die alten Meister dekorative und monumentale Werke schaffen, die ein bestimmtes Ziel haben, deren Stil durch die Architekten bedingt wird und die gerade in ihrer Bedingtheit dem Maler Gelegenheit geben, in der Beschränkung den Meister zu zeigen.

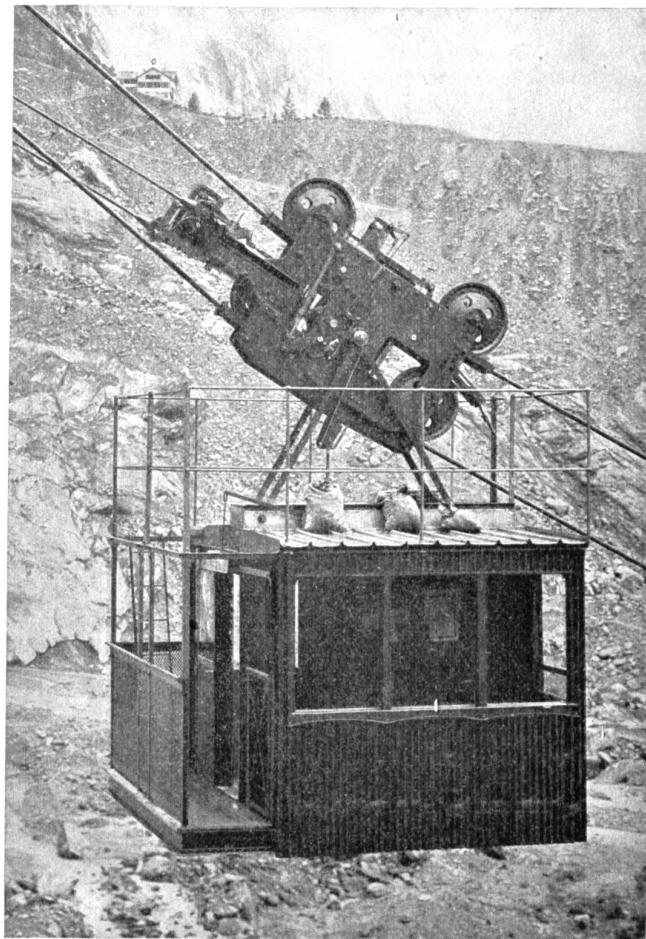
Es sind hohe Ziele, die Paul Théophile Robert sich gesetzt hat. Und wenn wir heute schon mit diesen Zielen den Versuch gemacht haben, Interesse und Verständnis für das Streben und Schaffen des noch kaum dreißigjährigen Künstlers zu wecken und zu fördern, so geschah es, weil wir in seinen bisherigen Arbeiten die Beweise dafür zu finden glauben, daß es ihm nicht an Kraft fehlen wird, diese Ziele zu erreichen.

Dr. Hans Beerli, Berlin.

Auf's Wetterhorn!

Mit acht Abbildungen, wovon sieben nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Ein unfreundlich Gesicht zeigt heute der erwachende Tag. Gintönig und schwer fallen dicke Wassertropfen vom nächtlichen Regen her auf das Gesäuse vor meinem Fenster. Der sonst heiter grüßende „Uetli“ als mein beständiges Gegenüber bequemt sich auch bloß, seine bis auf die Schulter reichende Nebelkappe ein wenig zu lüften. Gegen Mittag aber setzt eine frische Biise ein, die alle grauen Gespinste auseinanderreißt. Hellauf lacht ab und zu die Sonne über das lustige Treiben, das um sie herum angehoben. Es gibt keinen Stillstand mehr: wie eine wilde Jagd tobts in den Lüften, und weiße leuchtende Wolken trollen von dannen, sich gegenseitig schiebend und übereinander kollarnd. Die steigende Tendenz der Barometer bezeugt, daß auch ihnen der Ost in die Bäcken geblasen, unsere „Meteorologische“ meldet: „Zunehmend wärmer, wenig Niederschläge“, und somit wirds auch dem Ungläubigsten begreiflich, daß jetzt herrlichstes Wetter eintreffen muß. Ermüdet von meiner Tagesleistung liege ich angekleidet noch, langausgestreckt, auf meinem Bett, von Schlafgefühl eigentlich keine Spur. Zwei Ferientage stehen vor mir. Auf meinem heurigen Programm figuriert unter anderm auch das Wetterhorn: sei's denn! Von meinem Lager raffe ich mich auf und hole den Ruckack aus seinem Versteck heraus, der, immer dienstbereit, bloß der Verproviantierung wartet; die Schuhe, ich glaube, die genügen noch einmal, und voll Tatendrang blickt mein stählerner Gefährte mit der glänzenden Spize aus seiner Ecke. Wir wagens zusammen! Rasch werfe ich mich in mein Bergkostüm,



Wetterhornaufzug. Bremswagen mit Kabine. Aus der „Schweiz, Bauzeitung“.

und im Laufschritt dem Bahnhof zutrabend erreiche ich eben noch rechtzeitig den Berner Nachtichnellszug. Geräuschvoll schließt sich hinter mir die Tür. Ein Ruck, und pfauend und zischend zerrt das schwarze Ungeheuer seine überschwere Last zur Bahnhofshalle hinaus; den Blicken der Abchiedwinkenden bald entzogen, verschwindet unser Zug in raschem Tempo in der Dunkelheit der Nacht. Mit einem „Glück zu“ mich in die gepolsterte Ecke drückend, versaffe ich in tiefsten Schlummer, nach ganz kurzer Zeit schon. Von den Traumgöttern schnöde verlassen und meinem irdischen Leben wieder zurückgegeben, befnde ich mich zwar noch lange nicht auf dem Wetterhorn, wohl aber in der Halle des Berner Bahnhofs. Eiligst raffe ich meine Effeten zusammen, steue auf das Bureau «Bagages à main» los, und mit einem dem Grunzen nicht unähnlichen Gebrumm balancierte der freundliche Kollege mein abgelegtes Zeug auf eine bereits überfüllte Gagere hinauf. Meinetwegen, ich habe keine Ursache zum Brummen; mäuschenstill trolle ich mich von dannen, hinaus aus der Halle, hinein in die helle glanzvolle Nacht. Aufs Geratewohl herumschlendernd, bald um diese, bald um jene Ecke, vernehme ich Stimmen, Frauenstimmen. Weiterschreitend betrete ich einen großen öffentlichen Platz, zur Linken Kornhauskeller und Theater und in einiger Entfernung vor mir, geradeaus die mächtige Kornhausbrücke, von deren Kandelabern hell leuchtende Gaslaternen Löcher in die Nacht brennen. Etwas anderes aber fesselt meine Neugierde. Etwa zehn Frauen, mit Besen und Krücken bewaffnet, scheuern im Takt den großen Platz; hinter ihnen drein trotzt ein Mann, eine Tanse, einer Nebenspritzé ähnlich, am Rücken, den gesegten Platz bespritzend. Von einem der nahen Kirchtürme schlugs soeben die dritte Morgenstunde. Als mich nach etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden meine nächtliche Irrfahrt über den nämlichen Platz zurückführte, war der Spuk vorbei, die tätigen Geister entflohen! Im nahen Bahnhof herrscht schon reges Treiben; seine Schleusen haben sich geöffnet, und insgesamt ein Dutzend übernächtige Gesichter, erwarten wir sehnlichst den dampfenden Mokka. Tassen und Löffel klappern eifrig von Tisch zu Tisch; hinterdrein folgt eine ganze Schwadron frischer knusperiger Semmel und goldigglaber Butterrollen, nebst duftendem Bienenhonig: ein Göttermahl verspricht zu werden! Leib und Seele haben sich bei dieser gemeinsamen Stärkung rasch wiedergefunden, und frohgelaunt, im wohlbesetzten Frühzug fahre ich Interlaken zu. Alles drängt und drückt, im Sturm werden die Wagen der Wengernalpbahn genommen. In Zweilütschinen halbiert man den Zug: die vordere Hälfte dampft nach Lauterbrunnen ab, uns, in der hintern, schleppt das dienstbeflissene Dampfross hinauf nach Grindelwald.

Froh, dem Mittelfasten endlich entsteigen zu können, stampfe ich ohne Säumnis durchs Dorf, dem obern Grindelwaldgletscher zu. Im Hotel Wetterhorn lasse ich mir ein bescheidenes Mittagessen herrichten; inzwischen halte ich Ausschau nach einem Führer. Aus einer kleinen Weinschenke, die, neben dem Hotel gelegen, mir als Aufenthalt der Bergführer bezeichnet wird, erönnt

lautes Schwatz. Ich trete ans Fenster und bringe mein Begehran. Sofort erhebt sich ein stämmiger, kräftiger Mann in gesetztem Alter und erbietet sich als Führer zu der Tour. Einige Fragen, die er mir in knapper, aber bestimmter Form beantwortet, stellten mich zufrieden, und ich engagierte ihn. Während ich meinem kleinen Schmaus zusprach, rüstete Gertsch sich zur Abfahrt. Nach einem gemeinsamen Trunk trafen wir ab und erreichten in etwa zehn Minuten die Station des jüngst eröffneten Wetterhornaufzugs. Da ich ihn mit Vorteil benützte, möchte ich es nicht unterlassen, dem hochinteressanten, gigantischen Beförderungsmittel einige Zeilen zu widmen. Unmittelbar am Fuß des Gletschers erhebt sich das gegen den Berg zu offene Aufnahmegeräude. Aus diesem heraus ziehen eine Anzahl Drahtseile ihre schwarzen Linien durch die Luft zu der in schwindernder Höhe gelegenen Station „Enge“ hinauf. Diese in eine

schroffe, vorstehende Felswand eingebaute Station mit ihren schweren eisernen Verankerungen könnte kaum vom verwegensten Adlerhorst ausgestochen werden. Nach dem System einer Schwebebahn gleitet die eine Kabine hinauf, während ihre Schwester hinunterrutscht. Die sechzehn Personen fassenden eisernen Kabinen im Gewicht von sechzehn Tonnen sind durch doppelte Zugseile miteinander verbunden und gleiten an zwei Tragseilen von $4\frac{1}{2}$ cm Dicke von je 150,000 kg Tragfähigkeit. Als Betriebskraft funktioniert Elektrizität, die, dem Grindelwaldwerk entnommen, einen Motor im Aufnahmegeräude speist. 45 Pferdekräfte sollen genügen, auch bei voller Belastung den Betrieb zu bewältigen. Bei einer totalen Bahnlänge von 560 m überwindet die Bahn eine Höhe von 462 m, wobei sie unterhalb der Station Enge eine Steigung von 1900 pro Mille bewältigt.

Die elektrische Klingel mahnt zum Einstiegen. Nach Einstößen unserer Fahrkarten nehmen wir in der Kabine Platz. Zum dritten Mal erönnt das Glockenignal, und uns als einzige Passagiere beherbergend gondelt der Kasten am Rande des mächtigen

Gletschers hin, hinauf zur Station Enge. Während der Fahrt bieten sich aus der Kabine überraschende, durch nichts gehemmte Fernsichten, auf den mächtigen Grindelwaldgletscher und das Tal, das von der schwarzen Lütschine durchströmt wird. Wie von gewaltiger Hand hin- und hergerückt, taucht bald da, bald dort die Spitze eines der Berneroberländer Riesen aus dem Labyrinth von Gipfeln und Firnen hervor, besonders die Matterhorn-ähnliche Pyramide des Eiger imponiert durch ihre aufdringliche Mächtigkeit. Indem wir von unsichtbaren Schwingen uns getragen glauben, erreichen wir nach kaum acht Minuten langer Fahrt die in 1677 m Höhe gelegene Station „Enge“. Nicht in einem Palace Hotel, wohl aber in einem bescheidenen Chalet gibt's für den Besucher Gelegenheit, auf dieser aussichtstreichen Warte seine leiblichen Bedürfnisse zu stillen. Auf einem ordentlich angelegten Felsenpfad in beträchtlicher Höhe, dem Rande des Gletschers folgend, gelangen wir rasch vorwärts. Auf Schönbühl, einem vorspringenden Nasenplatz, der einen weiten Ausblick auf die Firnfelder gestattet, wird gerastet, die erste Stärkung

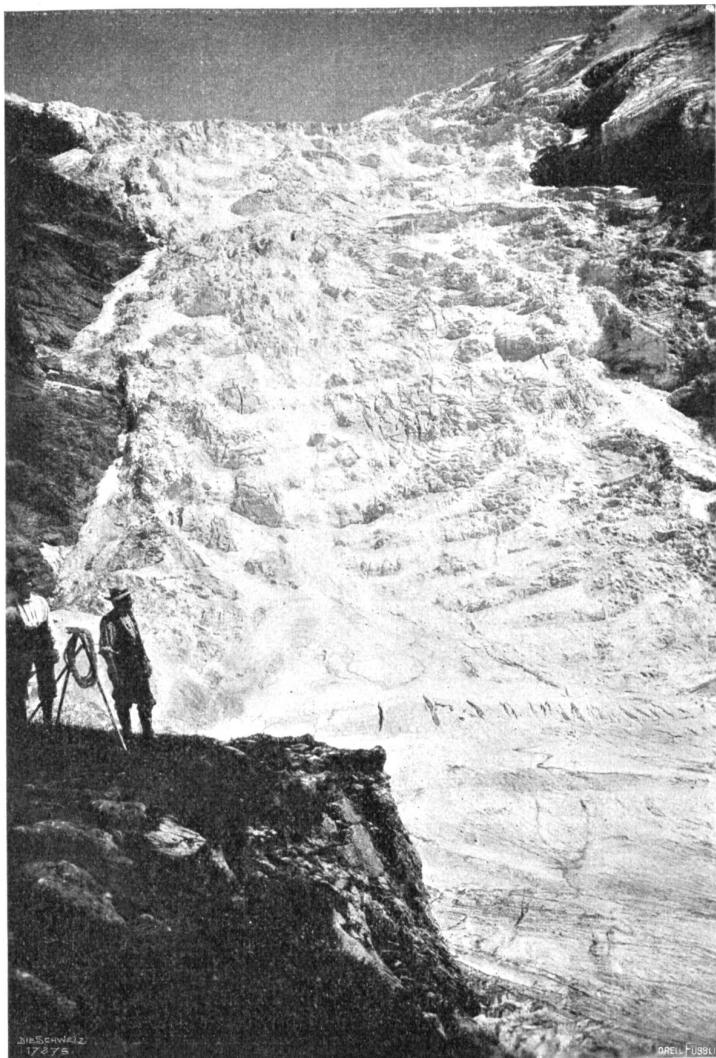


Wetterhornaufzug mit Station Enge (1677 m ü. M.).

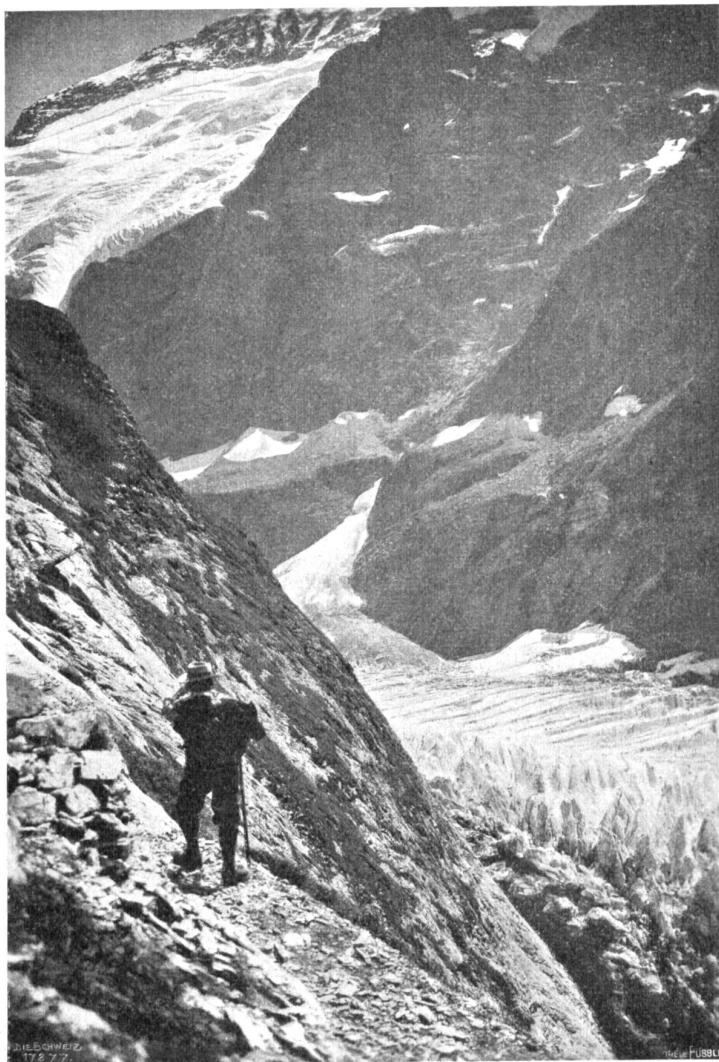
für den knurrenden Magen dem Rucksack entnommen. Ein Herr, der bereits hier ruft und sein Abendbrot verzehrt, erkundigt sich freundlich nach unserm Reiseziel. Bereitwillig erteilen wir ihm Auskunft. Alsdann bittet er höflich um die Erlaubnis, sich anschließen zu dürfen, die ich ihm auch gerne erteile. Zudem steigen wir auf ziemlich mühsamem, steilem Pfad nach Gletsch hinauf. Ein Marsch von etwa einer Stunde lässt uns die Hütte erreichen, einen kleinen in die Felsen gezwängten Bau. Diese einen einzigen Raum mit winzigem Kochherd, wackligem Tisch und zwei Bänken umfassende Hütte hält den Vergleich mit andern, reichlich versehnen Hütten des S. A. C. nicht aus. Das Stroh auf den Pritschen, die zum Nachtlager bestimmt sind, verbreitet einen modernen, an Fäulnis gemahnenden Geruch, sodass ein Verbleiben in dieser Atmosphäre nicht denkbar ist. Wir siedelten denn auch in das kaum zwanzig Schritt entfernte Gletschshotel über. Zu ganz bescheidenen Preisen wurde uns hier ein vorzügliches Essen und gutes Nachtkuartier geboten. Inzwischen ist's Abend geworden, und wir treten hinaus, die Wunder dieser Welt noch einmal in uns aufzunehmen. Im Südosten das Lauteraarhorn mit seinem dunkeln Haupt, ihm zur Seite das blendend weiße Schreckhorn, herrschen die beiden hier als würdige Vertreter alpiner Majestäten; seinem großen Bruder gleichsam zu Füßen hockend, figuriert als Beisitzer das Kleine Schreckhorn, das so trogig auf den Wanderer im Tale herunter schaut. Im Westen hebt ein wunderliches Schauspiel an. Eine dunkelrot glühende Kugel, taucht die Sonne hinter den Horizont unter, gleichsam zum letzten Scheidegruß allen Zinnen und Zacken einen feinen, goldig leuchtenden Kranz aufziegend. Versunken in stummes Betrachten lassen wir den Zauber des verglimmenden Feuers auf uns einwirken, dankbar des Schöpfers gedenkend, der solche Wunder geschaffen. Müd und träge spinnst feiner, durchsichtiger Nebeldunst Berg und Tal mit wallenden Schleieren ein; gleichzeitig, im Fluge nur, huscht rosiges Leuchten über die Firnen und klettert weiter von Gipfel zu Gipfel bis zu deren höchsten Spitzen empor: Alpenglühn! Ausgelöscht ist's und entflohen. Drodend und finster schauen die reckhaften Gesellen über ihre Schultern hinweg auf uns niedrige Menschenkinder nieder; der eifige Hauch dieser mächtigen Schildwachen versetzt uns in leises Zittern und Frösteln, enger knüpfen wir unsere Tropfen zu. Winzigen Leuchtfäsern gleich blitzen schon Lichter aus Grindelwald und den umliegenden Hütten zu uns herauf. Sammetweich, in dunklem Gewand schreitet langsam und bedächtig die Nacht heran, in die heile Gotteswelt ihre tiefen schwarzen Schatten hängend. Alles scheint sich zur ewigen Ruhe gebettet zu haben; aus der Tiefe nur schlägt ab und zu noch der verlorene Ton einer Herdbenglocke an unser Ohr. In unendlicher Fülle und Pracht erstrahlen die Gestirne am himmlischen Gewölbe, und einen letzten Blick auf das geheimnisvolle Vibrieren und Flimmern werfend, suchen auch wir, zag und still, unser Lager auf.

Schlaftrunken, halbwach nur, horche ich auf: mir ist's, jemand habe an meiner Tür ge pocht. Richtig, da klopft's schon wieder: "s ist halbi zwei! 's ist Zyt, Herr!" Jetzt entzünde ich mich wieder: Es geht ja auf's Wetterhorn! Ja, ja ich komme! Hastig schlüpfe ich in meine Kleider; ein Viertel vor zwei Uhr, als ich in die Gaststube trat, waren die Gefährten schon gerüstet zum Aufbruch. Stehend schlürfe ich eine Tasse Ziegenmilch und esse ein Stück Käse dazu, dazwischen die Laternen in Stand setzend. Kurz nach zwei Uhr verlassen wir Gletsch. Es ist empfindlich kühl;

im Tale lagert dichter Nebel bis über etwa 1500 m, in den Höhen aber herrscht ungewöhnliche Klarheit. Der Grindelwaldfirn, der erst an der Spize des Großen Schreckhorns sein Ende erreicht, gewährt einen geradezu verblüffenden Anblick. Vom magischen Lichte des Mondes getroffen haben die Firnschichten ein fahles leichenfarbenes Gepräge erhalten, in den Spalten und Schrunden aber hocken dräuend schwarze tiefe Schatten. Holperig und steil führt unser Pfad bergan; nach kaum stündlicher Wanderung ein regelrechtes Steigen erfordert, verliert er sich bald nachher ganz, um nun in zum Teil exponierte Kletterei auszulaufen, wobei das flackernde Licht der hin- und hergeschaukelten Laterne manchmal sehr störend empfunden wird. Auf dem Kettengletscher wird angeleist; während Gertsch uns das Seil umwirft und verknotet, halte ich Inspektion über die Gefährten des Wetterhorns. Über eine Front von ungezählten der mächtigsten Gipfel des Berner Oberlandes bis hinüber zum berühmten Dreigestirn Eiger, Mönch und Jungfrau schweift mein Auge. Auf Leben oder Tod sind wir jetzt aneinandergekettet; der Führer mahnt zum Aufbruch. Ganz unerwartet schießt aus sternensättem Himmel ein leuchtender Blitzstrahl über die Spize des Großen Schreckhorns hin, und in kurzen Intervallen folgt sich Strahl auf Strahl. Einmal nur hören wir unmittelbar nach einem zickzackförmigen Funken ein donnerähnliches Rollen: Ist ein Gewitter im Anzuge oder ist's das Gepolter einer Lawine? Unsere Ansicht



Grindelwaldgletscher (oberste Partie), vom Schönbühl aus.



Weg zur Glecksteinhütte.

ist geteilt, und leise sind wir beunruhigt; denn ein Gewitter auf dem Wege zum Wetterhorn paßt uns gar nicht in unser Programm. Während wir unsere Tour forsetzen, tritt in den Lüften zu unserer nicht geringen Freude nach und nach wieder Ruhe ein; in weiter Ferne nur zittert mit rötlichem Schein sich verlierendes Wetterleuchten in den erwachenden Tag hinein. Unterdessen sind wir angelangt beim sogenannten „Dreikloch“; durch ein steiles, aber sichere Griffe bildetend Kamin gelangen wir hinunter auf eine vergletscherte Schneezunge in das fortwährend durch Steinschlag sehr gefährdete große Couloir. Vom Wetterhorn herkommend wollten einige Tage später zwei junge gewandte Touristen die mühsame Kletterei durchs Kamin und das kleine Couloir vermeiden, um auf direktem Weg Gleckstein zu gewinnen. Das Wagnis sollte nicht gelingen, sie mußten mit dem Leben bezahlen: zusammen am Seil sind sie über dreihundert Meter tief auf den Kinnengletscher gestürzt. Die Verzung ihrer schrecklich verstümmelten Körper soll äußerst gefährlich und mühsam gewesen sein.

Fort aus diesem heimtückischen Loch! Eine ununterbrochene Kletterei ist bis zum Wetterhals, oft sehr langwierig und mühsam: am einen Ort sind die Felsen mit Glacis bedeckt, am andern schlüpfig vom herabrieselnden Wasser, oder es bieten sich überhaupt keine sichern „Griffe“. Die Sonne stand schon

hoch, als wir den Sattel erreichten; in gleißendem Flimmer strahlte uns das Firnfeld des Wetterkessels entgegen. Eine ungeheure, mit Eis und Schnee bedeckte Pyramide, schiebt der Gipfel des Wetterhorns aus dem Kessel in den blauen Äther empor; leises Pochen unter meinem Wams ließ sich hören angesichts der Gefahr, die einen umlauert bei der Bezeugung dieser Spitze. Aber vorwärts, an die Arbeit, keine mühsigen Betrachtungen: der Schnee wird weicher, infolgedessen die Schwierigkeit und Beschwerde größer! In halber Höhe begegnet uns eine „Partie“, zwei Führer mit einem Touristen in ihrer Mitte, alle drei am Seil. Das Ausweichen an dieser fast senkrechten Schneewand muß beidseitig sehr vorsichtig durchgeführt werden; der Steilheit wegen kamen die drei „hinderfi“ herunter. Weiter unten müssen sie nochmals ausweichen, da hinter uns noch zwei führerlose Touristen im Anstieg begriffen sind. Kurz vor acht Uhr setzen wir den Fuß auf den 3703 m hohen Gipfel des Wetterhorns, das (auch unter dem Namen Hasli-Jungfrau bekannt) zu den schönsten und imposantesten Gipfeln der Schweizer Alpen gezählt wird. Die Spitze, kaum meterbreit, mit etwa 15 m langer, stark überhängender Brücke, bietet eine Fülle der großartigsten Aussichten auf unser Alpengebiet. Fast zum Erlangen nahegerückt sind die blendendweißen Kuppen des Großen Schreckhorns, der Fiescherhörner, von Eiger, Mönch, Jungfrau, Mittelhorn, Rosenhorn usw.; gegen Osten hin erheben sich aus dem wogenden Nebelmeer unzählige Gipfel unserer Boralpen; in kühnem Schwung, alle überragend, zeigt sich die eisgekrönte Felsenzinne des Titlis, und aus großer Ferne in strahlendem Sonnenglanz grünen die Häupter der Gewaltigen des Urner- und des Glarnerlandes.

Daz auf unserer Eisbastion keine lauen Lüfte fäuseln, bedarf wohl kaum besonderer Erwähnung; leider zwangen uns die eisigen Anbauchungen nur allzurash, unsere geographischen Studien abzubrechen und den Rückzug anzutreten. Grausig tief sieht's da aus nach unten; die beiden Touristen haben den Abstieg ebenfalls „hinderfi“ vor geräumer Zeit schon begonnen und sind dem Wetterkessel schon ein schönes Stück näher. Etwa zaghaft wage auch ich den ersten Schritt, natürlich ebenfalls „rückwärts“. Es geht; langsam und vorsichtig folgen die andern zwei nach, Gertsh am Schluss. In halber Tiefe ungefähr sperren ziemlich hohe Felsen den Abstieg: diese nassen, fast senkrechten Wände ohne zuverlässige „Griffe“ machen uns die Arbeit gar nicht leicht, und von großer Besorgnis befreit, atmen wir erleichtert auf, als wir sie im Rücken haben. Aber immer noch ist Vorsicht unbedingt geboten. Durch den Abstieg der andern Partien sind die in den Schnee getretenen Stufen zum Teil zerstört, zum Teil auch sind sie von den schon heißen Sonnenstrahlen im Schmelzen begriffen, sodaß das bloße Eis zutage tritt. Da wir am Seil, hätte ein Ausglitschen das Schicksal aller drei besiegelt; ich hielt es für absolut notwendig, Stufen zu schlagen, was allerdings in dieser Stellung, nach unten zu, eine zeitraubende und mühselige Arbeit für mich bedeutete. An die hundert Stufen habe ich gehauen, bis ich glaubte, den Rest des Abstiegs ohne Gefahr bewerkstelligen zu können. Als wir auf dem Wettersattel ankamen, ging die Uhr schon fast auf elf, und Durst hatten wir alle, als ob Salzwasser unsere Kehlen ausgebrannt hätte; der kleine Rest in unseren Feldflaschen entsprach lange nicht den Bedürfnissen. Versengend fast trafen uns die heißen Sonnenstrahlen während des Abstiegs durch die gesuchten Couloirs; doch außer stark verbranntem Gesicht

und Hals kamen wir immerhin unversehrt an Leib und Seele glücklich auf Gleckstein wieder an. Einigen Schaden hatte bloß das Hinterteil meiner Lodenhose genommen, um deren Reparatur willst ich von der freundlichen Gerantin schleunigst ins Bett dirigiert wurde. Der Abschied von Gleckstein trennte uns. Der fremde Herr nahm seinen Weg nach Rosenlau unter die Füße, und nach kurzem Imbiß traten Gertich und ich, im Rückweg den Grindelwald-Gletscher traversierend, den Abstieg nach Grindelwald hinunter an. Im Hotel Wetterhorn entließ ich Gertsch, der sich als kundiger, hilfsbereiter und bescheidener Mann während der ganzen Tour mein Zutrauen erworben hatte, mit warmem Händedruck und pilgerte nun allein zurück,

von wannen ich gekommen. Drunter im Dorfe bezog ich nochmals Nachquartier, um am folgenden Morgen mit dem ersten Frühzuge Interlaken zuzufahren. Mit einer wahren Flut von flammenden Lichtern übergoß die Sonne die alpinen Majestäten, denen Grindelwald seinen Weltruf als Touristenstation verdankt, als ich dem Tal zufahrend auf der Plattform des hintersten Wagens den Wundern dieser Gebirgswelt den letzten Gruß spendete. Nach der Fahrt durch eine fast endlose Kette der herrlichsten Gebiete unseres Schweizerlandes traf ich, zufrieden mit der trefflich abgelaufenen Wetterhorntour, am Spätnachmittag wieder in unserem schönen Zürich ein.

Alfred Rÿffel, Zürich.

Wanderungen eines Unbewußten.

(Fortsetzung statt Schluss).

Nachdruck verboten.

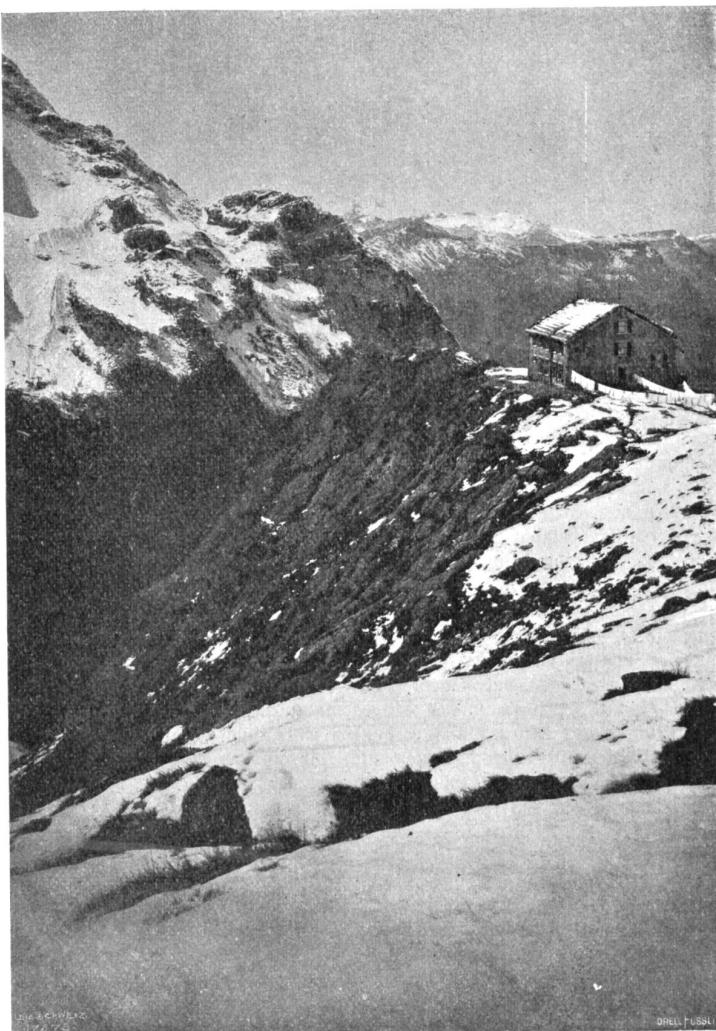
Als ich in Thuisis mit eingeeistem Gesicht in der Rasterebude saß, hörte ich mich in lateinischer Sprache anreden; jemand ergriff meine Hand, und vor mir sah ich ein hübsches junges Herrchen im modernsten Reisekleid, einen Herrn Colleger! Da ich nur in den allerverzweifeltesten Umständen mich zum Lateinisch-sprechen hergabe, so redete ich ihn gleich in seiner Muttersprache, französisch, an und hörte, daß er zu Conters den Sommer über ein Institut von französischen Jöglingen leite. Solche Glückspilze!

Etwas vom Schönsten auf unserer ganzen Tour war nun die Fahrt nach Tiefenkastel. Gewaltige Abgründe, aus denen ein trotziger Fels aufsteigt, gekrönt von einer stolzen Burg, Tunnels, Gallerien, fahne Brücken, freundliche Dörfer — alles in reichster Abwechslung! Ich war ganz hingerissen und erlebte wieder einige Minuten seligen Vergessens. Wenns schon hier schön ist, dachte ich, wie herrlich muß es dann erst weiter oben sein in Bergün und Weissenstein! Herr Doktor, auf! Machen Sie einen Plan für nächstes Jahr!

Von jetzt an kann ich mich kurz fassen. Der liebe Herr an meiner Seite wurde wie von einem kräftigen Motor hinauf nach Lenz und über die Lenzerheide nach Parpan und Churwalden getrieben. Eine kurze Erfrischung in Lenz war alles, was ich ihm abringen konnte. Dann gings im Sturmschritt voran und vorbei an der lieblichen Lenzerheide mit den wunderschönen Wäldern und dem überladenen Grand-Hotel, vorbei am freundlichen See, über den hinaus uns schon das Stäizerhorn (Piz Naschnill) grüßte. Uebrigens war Gile hier nicht ganz unangebracht. Gewitterwolken verdunkelten den Himmel, und als wir Parpan passierten, sagte ein Kind mit mitleidigem Blick auf den Doktor: „Der Herr hat keinen Schirm!“ Aber für ihn war jetzt die Periode des Unbewußten gekommen, so gut, wie früher für mich, vielleicht nur noch intensiver. Denn jedenfalls würde er nicht meine papierene, mit Notenköpfen und mit Kreuz und Be reich ausgestattete Isolda eintauschen wollen gegen diejenige, die ihn, den nassen und abgehetzten Schultheiß, in Churwalden glückstrahlend in Empfang nahm und dann erst auch dem bescheiden abseitsstehenden Pfarrer mit freundlichem Lächeln das seidenweiche Händchen reichte. Und dann kam noch ein zweites weibliches Wesen zur Begrüßung herbei, eine liebe freundliche Tante, um die ich den Doktor wirklich beneide. Da sogen sie nun beisammen, die Drei, im neuesten und wohl auch komfortabelsten Hotel von Churwalden, und als

„zugewandter Ort“ gesellte sich zu ihnen der „Unbewußte“, der nur soviel weiß, daß er morgen, Freitag, sich wieder auf die Socken machen muß, wenn er schon lieber hier bleiben und einen oder zwei Tage ausruhen möchte, hier, wo sichs so gemütlich plaudern läßt . . .

Churwalden hat eine interessante gotische Kirche. Das Schiff ist geteilt durch eine Wand: der Teil am Portal ist für die Reformierten, der andere Teil mit dem Chor für die Katholiken.



Hotel Gleckstein.